

Zum Geleit

Liebe Freunde und Wohltäter unseres Hauses Königstein!

Zwei Jahre habe ich in meinen Geleitworten für unsere Mitteilungen immer wieder auf die Corona-Pandemie hingewiesen, die uns unsere Arbeit sehr erschwerte.

Vor einem Jahr habe ich in meinem Beitrag in Heft 4-2020 hinter die Überschrift *75 Jahre Frieden in Europa* ein dickes Fragezeichen gesetzt. Manche Fakten über Kämpfe und Kriege nach dem Waffenstillstand vom 8. Mai 1945 habe ich darin genannt, auch die Jahre bewaffneten Widerstands bis 1953 in der Ukraine und in den baltischen Staaten. Aber Europa war schon seit 2014 wieder im Krieg in der Ostukraine und seit Ende Februar dieses Jahres sehen wir die Panzerangriffe Russlands und seiner Bomben in der Ukraine. Deutsche Mütter bangen um das Leben ihrer Kinder, die als Soldaten der Bundeswehr für die NATO in Litauen stationiert wurden. Während ich das schreibe, und zwar am 4. März, den wir Sudetendeutsche als Tag des Selbstbestimmungsrechts begehen, sind es bereits mehrere Hunderttausende von Flüchtlingen, meist Frauen und Kinder und es werden jeden Tag mehr. Der 4. März ist auch der Namenstag des hl. Kasimir, des Patrons von Litauen, das nach der Ukraine am meisten gefährdet ist. Russland ist Mitglied in den Vereinten Nationen und hat durch Breschnew 1975 die Schlussakte von Helsinki mitunterzeichnet. Der Ukraine wird aber ihr Selbstbestimmungsrecht verweigert. Als Sudeten-deutscher denke ich daran, dass die Karpato-Ukraine, die Beneš Karpato-Russland nannte, zur ersten tschechoslowakischen Republik gehörte und erst 1945 an die Sowjetunion kam. Sie war bis 1920 Teil des Königreichs Ungarn, während Galizien bis zum Vertrag von St. Germain zum Kaisertum Österreich gehörte. Als 1939 Prälat Kindermann in Prag ein deutsches Priesterseminar einrichtete, weil der Regens Josef Beran die deutschen Seminaristen des Pragers Seminas auf die Straße setzte, bot Kindermann 1939 auch ukrainischen und litauischen Priesteramtsstudenten in diesem Seminar Studienmöglichkeiten, denn in Olmütz hatten schon vorher auch ukrainische Seminaristen aus der Ostslowakei und der Karpato-Ukraine studiert. Viele waren später seit 1952 Gäste des Kongresses *Kirche in Not* in Königstein, wo auch später im Priesterseminar und der katholisch-theologischen Hochschule ukrainische Studenten studierten. Ich denke gerne an die Priesterweihen in der Königsteiner Kollegskirche durch ukrainische und weißrussische Bischöfe. Ein Königsteiner Priester aus Jugoslawien betreute als Pfarrer der ukrainischen Gemeinde in Stuttgart auch die



Der ukrainische Bischof von Deutschland, Platon Wolodyslaw Kornyljak, war oft Gast und Zelebrant in Königstein.

Ukrainer in Frankfurt. Der als Emigrant in Rom tätige Mitarbeiter des Groß-
erzbischofs von Lemberg Josyf Slipyj, Lubomyr Husar, war regelmäßig Gast
und Referent beim Kongress. Nach dem Zerfall der Sowjetunion kehrte
er zurück in die Ukraine und wurde von den Bischöfen der seit 1946 von
Stalin verbotenen, von Gorbatschow aber wieder zugelassenen ukrainisch-
katholischen Kirche zum Groß-erzbischof von Lemberg gewählt. Er verlegte
seinen Sitz von Lemberg nach Kiew. Mehr über die ukrainisch-katholische,
mit Rom unierte Kirche des byzantinischen Ritus, finden Sie in diesem Heft
auf den Seiten 28.

Wie lange wird dieser Krieg gegen die Ukraine dauern? Die kroatische
Krajna war von 1991 bis 1995 von den Serben besetzt, Vukowar sogar bis
1997. Sarajewo wurde im Balkankrieg vor 30 Jahren jahrelang belagert.
Damals hatten wir aus Königstein viele Transporte mit Lebensmitteln nach
Kroatien und dann nach dem offiziellen Ende des Krieges auch nach Bihać
in Bosnien gebracht, aber auch nach Georgien und Moldawien. Das war
der „Geist von Königstein“, bis ihn die Diözese Limburg mit der Auflösung
des Albertus-Magnus-Kollegs, ausgerechnet im 50. Jahr seiner Gründung,
liquidierete. Mit meinem Königsteiner Lehrer und Freund Adolf Hampel
haben wir bereits 1993 in unserer Reihe *Texte zum Ost-West-Dialog* das

Taschenbuch *Maastricht starb in Sarajevo* mit dem Untertitel *Gegen die Totengräber Europas* veröffentlicht, das 1995 neu aufgelegt wurde, aber heute total vergriffen ist. Die erste und zweite Auflage haben wir dem Andenken des damaligen Nato-Generalsekretärs in Brüssel, Manfred Wörner, gewidmet, dem wir am 27. Mai 1993 das Manuskript sandten und der uns am 14. Juni 1993 antwortete:

„In fast allen Punkten denke und fühle ich wie Sie. Leider ist es mir trotz aller meiner Bemühungen bis heute nicht gelungen, die internationale Staatengemeinschaft zu entschiedenem Handeln zu bewegen. Wir alle werden dafür eines Tages den Preis zahlen müssen.“

Am 24. November 1990 unterzeichneten die europäischen Staats- und Regierungschefs in Paris die *Charta von Paris für ein neues Europa*. Die Gespräche darüber sollten 1991 in Genf weitergeführt werden, aber da war wieder Krieg in Europa, zunächst nur in Slowenien, dann in Kroatien und bald auch in Bosnien und in Herzegowina.

„*Auferstanden ist der, welcher lange schlief.*“ So schrieb Georg Heym in einem Gedicht über den Krieg 1914. Heyms Strophen *Umbra vitae* sind auch heute ebenso aktuell wie Trakls Verse von der galizischen Front bei Grodek, wie Zuckmayers *Morituri* oder Gertrud von Le Forts Gedicht *Die Heimatlosen*.



Pater Lubomyr Husar aus Rom überbrachte jedes Jahr die Grüße des Großerbischofs von Lemberg und wurde nach der Wende von den ukrainischen Bischöfen zum Oberhaupt der Ukrainisch-Katholischen Kirche gewählt.

Vor über 30 Jahren schrieben Nobelpreisträger wie Joseph Brodsky und Czeslaw Milosz Gedichte über Bosnien und Sarajevo. Krieg war wieder grausame Realität in Europa, die man zu verdrängen suchte.

Unser Taschenbuch war eine Auswahl von Vorträgen, Artikeln, Briefen und Aufrufen, durch die wir seit dem Vorabend des Krieges im ehemaligen Jugoslawien versucht hatten, auf den Schaden hinzuweisen, der für Europa so schnell nicht wieder gutzumachen war. In ohnmächtiger Wut haben wir diskutiert und referiert, um Hilfe gebeten und gebettelt, um Kleider oder Medikamente ins Kriegsgebiet bringen zu können. Die Hilfsbereitschaft der Bevölkerung in Königstein war groß, aber um so deprimierender war für uns die zynische Haltung der Politiker: Das Versagen der EG, die offene Kumpanei Englands und Frankreichs mit den serbischen Kriegsverbrechern und die Feigheit anderer Staaten, dies offen anzuprangern. Nach beiden Weltkriegen haben Anthologien in den Sprachen der kriegsführenden Parteien den europäischen Lesern Wege „In das neue Menschenland“ zeigen wollen. Ich erwähne nur die „Kameraden der Menschheit“ von Ludwig Rubiner 1919 und nach dem Zweiten Weltkrieg die Sammlung mit dem programmatischen Titel „Ohne Haß und Fahne“. Die heute zum größten Teil nicht mehr lebenden Autoren waren Europäer wie Jules Romains, die uns zuriefen:

Europa! Ich lasse nicht zu,
Daß Du stirbst in diesem Wahn.
Europa, ich schrei, was Du bist
Ins Ohr deiner Mörder.
Europa? Man schließ uns den Mund,
Aber durch alles steigt das Wort
Wie ein Steinbrechgewächs.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sang George Forestier:

Das alte Europa
kann noch nicht sterben.
Sag nur: Europa
Und horch auf dein Herz.
Europa stirbt nicht.
Es kann nicht sterben,
Solange du es liebst.

Liebe Freunde unseres Hauses Königstein!

Wir alle lieben Europa, aber ich weiß nicht, wie Europa aussehen wird, wenn Sie diese Zeilen nach der Drucklegung unserer Mitteilungen in den Händen halten. Vielleicht hat Reinhold Schneider doch recht: *Allein den Betern kann es noch gelingen!*

Daher kam das Gebet bei den Kongressen *Kirche in Not* nicht zu kurz. Jedes Jahr wurde für die Christen in den einzelnen Ländern gebetet und nach den Fakten der Verfolgungen in den Landessprachen Osteuropas das *Vater unser* gesprochen und Lieder gesungen. Der Text der Fürbitten wurde den Gästen vermittelt und in Pfarreien, ja auch bei Katholikentagen weitergebetet. Auch die Referenten bemühten sich um die Verbreitung der Texte.

Bei unseren Studien- und Wallfahrten nach der politischen Wende trafen wir immer wieder Bischöfe, die Königstein kannten, weil sie von dort Hilfe bekommen hatten oder nach 1990 in Königstein waren.

Ich denke dabei an die schwierigen Besuche, als der Kommunismus in der Tschechoslowakei herrschte, in Rumänien, Bulgarien und der Sowjetunion. Aber es war doch möglich, geweihte Priester, ja Bischöfe zu besuchen. Nach 1990 kamen Bischöfe aus Kroatien und Bosnien nach Königstein, Professoren aus Litauen und Georgien, der Erzbischof von Belgrad, France Perko, kam 1994 als Referent, musste aber über Ungarn kommen, da der Weg über Kroatien wegen des Krieges gesperrt war.

Königstein war wichtig für die Kirche in Europa. Das merken wir heute mehr den je. Ich habe an diesen Seiten mehrere Tage geschrieben, ergänzt und korrigiert. Am 4. März betete ich zum hl. Kasimir aus Litauen. Heute am 15. März wende ich mich im Gebet an den Heiligen Klemens Maria Hofbauer, den Apostel Warschaus und Wiens, der Mitbrüder nach Mitau in Lettland schickte und auch nach Rumänien und der Niederlassungen auch in der Ukraine plante.

Beten wir mit den Heiligen Europas und mit den Europapatronen Benedikt, Cyrill und Method, aber auch mit den heiligen Frauen, die Papst Johannes Paul II. zu Europapatroninnen erhob: Die hl. Brigitta von Schweden, die Patronin Italiens Katharina von Sienna und die jüdische Konvertitin aus Schlesien Edith Stein.



*Bischof Perić von Mostar
und Dr. Gerhard Albert von
Renovabis*

Papst Franziskus hat den „Krieg eine Niederlage der Menschheit“ genannt. Dieser Krieg wird vor unserer Haustür ausgetragen. Wie lange noch? Die Zahl der Flüchtlinge geht schon in die Millionen. Hoffentlich kann ich im nächsten Heft vom Frieden berichten.

Beten Sie bitte mit uns um diesen Frieden und unterstützen Sie bitte weiterhin das Haus Königstein. Ich wünsche Ihnen auch im Namen des Vorstandes und der Mitarbeiter ein friedvolles Osterfest und verbleibe mit herzlichen Grüßen Ihr dankbarer

Rudolf Goulisch



Der Domchor aus dem estnischen Reval war zweimal in Königstein und auf Tournee durch Deutschland.

Ostdeutsche und osteuropäische Gedenktage 2022

Auf einige sudetendeutsche und ostdeutsche Gedenktage haben wir bereits im Vorjahr hingewiesen und wir wollen dies auch im Jahre 2022 tun. Auf die 300-Jahrfeier der Gründung von Herrnhut weisen wir besonders hin und danken unserem ersten Vorsitzenden, Pfarrer Helmut Gehrman, denn er hat für Sie ab Seite 22 dieses Heftes

einen eigenen Beitrag geschrieben. Die evangelische Gemeinschaft von Herrnhut hatte bereits zehn Jahre, nachdem der Zimmermann Christian David den ersten Baum für die Siedlung „unter der Hut des Herrn“ gefällt hatte, Missionare nach Grönland, Nordamerika und die Karibik ausgesendet. Später strahlte der Einfluss Herrnhuts bis an die Wolga nach Sarepta in der Kalmücken-Steppe aus. Auch über den 200. Geburtstag von Gregor Mendel aus dem sudetenschlesischen Heinzendorf lesen Sie in dieser Ausgabe. Da schon seit Wochen der Krieg in der Ukraine tobt und Millionen Vertriebene nach Europa kommen, erinnern wir auch an ukrainische Gedenktage des leidgeprüften ukrainischen Volkes, über dessen Verbindung mit Böhmen und Mähren im Geleitwort hingewiesen wurde.

Die ukrainische-katholische Kirche, über die der Beitrag auf Seite 28 berichtet, gedenkt der Synode von Zamosc von 1722. Die Reformen, die auf dieser Synode beschlossen wurden, sind noch heute die Grundlagen der von Moskau 1946 verbotenen und 1989 wieder zugelassenen ukrainisch-katholischen Kirche, die immer noch Träger und Hort des Ukrainertums ist.

Hundert Jahre ist es auch her, dass Lenin 1922 die Sowjetunion gründete. Der seit 1917 als ukrainische Nationalrepublik bestehenden unabhängigen Ukraine war allerdings eine Lebensdauer nur bis 1921 beschieden, weil im Vertrag von Riga die Teilung der Ukraine zwischen Sowjets, Polen, Rumänien und der Tschechoslowakei beschlossen wurde.

Übrigens war 2020 der 150. Geburtstag von Ludwig Czech, einer der ersten sudetendeutschen Minister in der tschechoslowakischen Regierung in Prag. Er war ein Jude aus Lemberg, arbeitete als Rechtsanwalt in Brünn und starb im Lager Theresienstadt.

Vor 100 Jahren starb am 22. Januar 1922 der Friedenspapst Benedikt XV. und am 1. April 1922 der Friedenskaiser Karl I. von Österreich-Ungarn in der Verbannung auf Madeira. Der letzte Kaiser von Österreich wird im Königreich Ungarn als Karl IV. gezählt. Kaiser und Papst bemühten sich im Ersten Weltkrieg um einen Friedensschluss, aber der deutsche Kaiser Wilhelm II. wollte keinen Verständigungsfrieden, sondern illusorisch einen Siegfrieden. Der Sohn von König Karl, Otto von Habsburg, hat noch erlebt, dass sein Vater in Rom am 3. Oktober 2004 seliggesprochen wurde.

Vor 75 Jahren starb 1947 der ermländische Bischof Maximilian Kaller, der von Papst Pius XII. beauftragte deutsche Vertriebenenbischof. Wir werden seiner im Heft 2-2022 unserer Mitteilungen ausführlich gedenken.

1952 wurde in Königstein die *Schutzmantelmadonna von Königstein* geweiht. Der schlesische Bildhauer Erich Jaekel hatte in sowjeti-

scher Gefangenschaft gelobt, bei glücklicher Heimkehr aus Krieg und Gefangenschaft eine Madonnenstatue zu schaffen und sein Gelübde erfüllt. Auch heuer laden die Schlesier am letzten Sonntag im August zur Wallfahrt zur Mutter der Vertriebenen nach Königstein ein. Das Jahr 1952 hat viel für Königstein bedeutet. Das zum Gästehaus umgebaute Haus Werenfried erhielt seine Weihe und bot bessere Voraussetzungen für die Unterbringung von Priestern und Laien bei Tagungen. Zum ersten Mal fand der internationale Kongress *Kirche in Not* in Königstein statt. Sein Thema war: *Erschütternde Christenverfolgung vor unseren Toren*. All diese Ereignisse beschleunigten die Verhandlungen von Prälat Kindermann mit der hessischen Landesregierung, so dass ein Kaufvertrag das Mieterdasein der Königsteiner Einrichtungen beendete. Als 1950 der Korea-Krieg ausbrach, bestand die Gefahr, dass die amerikanische Armee die beiden Kasernen vom Land Hessen für amerikanische Soldaten benutzen wollte, was Prälat Kindermann mit Hilfe von Bischof Muench abwehren konnte. Das Jahr 1952 brachte das päpstliche Schreiben *Exsul Familia*, in dem Papst Pius XII. Richtlinien für die Flüchtlings- und Vertriebenen-seelsorge erließ und die Notwendigkeit der Seelsorge für Emigranten betonte. Dieses Schreiben des Papstes hatte die Vertriebenen-seelsorge und die Arbeiten der Königsteiner Anstalten sehr beflügelt, so dass zehn Jahre später Prälat Kindermann 1962 als Dank für *Exsul Familia* eine große Dankwallfahrt nach Rom ausrichtete und 1972 eine Königsteiner Friedensbotschaft übermittelte.

Dem Weltfriedenstag 1972 gingen die Ostverträge Willy Brandts mit Moskau und Warschau voraus, über die Weihbischof Kindermann in den Königsteiner Zeitschriften geschrieben hatte. Die Erklärung zum Weltfriedenstag 1972 unterschrieben der Vertriebenenbischof Janssen von Hildesheim, Weihbischof Kindermann, die Ostordinarien und Visitatoren der Ostdiözesen Ermland, Danzig, Schneidemühl, Glatz und Branitz. Damalige Titel in Publikationen wie *Schlesische Katholiken über Vatikan bestürzt, Verbrechen der Vertreibung indirekt sanktioniert* oder *Die Vertriebenen kapitulieren nicht* werden wir in Heft 2-2022 unserer Mitteilungen analysieren, denn es gingen 1972 nach der Bekanntmachung des Vatikans zur Neuregelung der Ostdiözesen viele Briefe in Königstein ein, die Zeugnis gaben von den großen Enttäuschungen, weil die Vertriebenen nicht gehört worden waren und ihr schweres Schicksal einfach vom Tisch gefegt wurde. Manche schrieben sich ihre Verbitterung von der Seele und andere bestellten die Königsteiner Publikationen ab und kündigten ihre weitere Unterstützung für die Königsteiner Anstalten.

Rudolf Grulich

Der heilige Joseph – gerecht, großzügig und mutig

Gedanken zur Verehrung eines bedeutenden Heiligen

Nachdem Kaiser Ferdinand II. 1620 mit einem Bild des heiligen Josef in die Schlacht gegen die pfälzisch-böhmische Armee am Weißen Berg bei Prag gezogen war und den Sieg errang, erkoren die Habsburger den heiligen Joseph zu ihrem Hausheiligen und der Josephstag wurde im Habsburgerreich ab 1620 zum Feiertag. Vor 402 Jahren! Durch die erfolgreich durchgeführte Gegenreformation wurde die Verehrung des heiligen Joseph auch in Böhmen, Mähren und Schlesien populär. Zahlreiche barocke Statuen zeugen bis heute von der Hochschätzung dieses bedeutenden Heiligen. Bis 1968 war der 19. März sogar noch staatlicher Feiertag in der Republik Österreich!



Der Pflegevater Jesu wird im Evangelium als „gerecht“ beschrieben. In der damaligen Zeit wurde der für gerecht befunden, der sich an das Gesetz in seinem ganzen Umfang gehalten hat. Jesus wird später eine größere Gerechtigkeit fordern, als sie von den Schriftgelehrten verkündet worden ist. Joseph hatte zwar in der Zeit seiner Verlobung mit Maria, das Beispiel Jesu noch nicht vor Augen, doch verhält er sich schon ganz im Sinne Jesu, der die Barmherzigkeit aus Liebe als Handlungsrichtschnur gefordert hat. Denn für die Untreue der Braut war die Strafe der Steinigung vorgesehen. Joseph möchte aber sogar die Bloßstellung seiner Braut vermeiden. Deshalb trägt er sich mit dem Gedanken, sich ohne Aufsehen, in aller Stille von ihr zu trennen.

Der Engel, der Joseph im Traum erscheint, fordert aber noch etwas, das über diesen ins Auge gefassten Plan hinausgeht. Joseph soll das Kind als eigenes annehmen und ihm als gesetzlicher Vater den Namen Jesus geben. Dieser Name kann mit „Gott rettet“ oder „Jahwe ist Heil“ übersetzt werden. Der Engel erklärt dem Schlafenden die

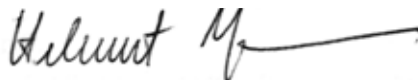
Bedeutung des erwarteten Kindes, indem er ankündigt, dass es sein Volk von seinen Sünden erlösen wird. Damit ist für die damalige Zeit klar ausgesagt, dass es Gott selbst sein muss, denn nur Gott kann von Sünden erlösen.

Wenn mit der Geburt des Jesuskindes ein solcher Anspruch erhoben werden soll, muss Joseph auch klar gewesen sein, dass mit der Annahme des Kindes, Unwägbarkeiten, ja ein richtiges Wagnis verbunden sein werden. Dennoch zeigt sich Joseph nach seinem Erwachen als vollkommen gehorsam gegenüber dem vom Engel geoffenbarten Plan Gottes. Dazu gehört Vertrauen und Mut, der schon kurz nach der Geburt Jesu auf der Flucht nach Ägypten erprobt werden soll.

Das Gedenken an den heiligen Joseph – verursacht durch allzu süßliche Josephsdarstellungen des späten 19. Jahrhunderts – erweckt leider bei vielen Gläubigen allzu angestaubte Vorstellungen. Davon kann man sich lösen, indem wir auf das schauen, was er mutig für die Heilige Familie getan hat. Menschen, die sich seiner Fürbitte anvertrauen, wissen, dass er auch heute ein kraftvoller Helfer sein kann.

Deshalb wird er immer noch in vielen Anliegen angerufen. Er ist ein Schutzpatron der Gesamtkirche, Patron der Arbeiter, der Zimmerleute, der Sterbenden und der um die Reinheit Ringenden. Joseph wird als Helfer in vielen Nöten gesehen. Als guter Hausvater sorgt er sich auch um die materiellen Nöte seiner Kinder. Aber wir sollten auch seine starken Charaktereigenschaften schätzen, die ihn zum Vorbild in unserem Alltagsleben machen könnten. Seine Gerechtigkeit ist ein Leitstern in einer Welt voll Ungerechtigkeiten. Seine Großzügigkeit kann bei der Überwindung von Engherzigkeit und Kleinkariertheit helfen, sein Mut soll uns stärken, wenn wir allzu ängstlich der Zukunft entgegensehen. So möge seine Fürsprache auch unser kirchenhistorisches Institut von Böhmen-Mähren-Schlesien und seine Anliegen in die Zukunft begleiten.

Ihr



Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende
und beachten Sie auch unser interessantes
Bücherangebot auf Seite 32.

Der Pionier der Vererbungslehre

Zum 200. Geburtstag von Gregor Mendel

Vor elf Jahren hat 2011 die Wienerin Dr. Isabella Ackerl das Buch veröffentlicht *Die bedeutendsten Österreicher des 19. und 20. Jahrhunderts*. Darin hat sie auch Gregor Mendel behandelt, der 1822 in Heinzendorf im österreichischen Schlesien geboren wurde und Augustinerabt im mährischen Brünn war. Auch viele andere der „bedeutendsten Österreicher“ finden wir in diesem Buch, das die Männer und Frauen nach der Chronologie der Geburtsjahrgänge vorstellt. Aus den böhmischen Ländern, d. h. aus Böhmen, Mähren und Schlesien nennt und würdigt sie die Schriftstellerin und Nobelpreisträgerin Bertha von Suttner, den Psychiater Sigmund Freud, den Komponisten Gustav Mahler, den Architekten Adolf Loos, den Nationalökonom Joseph Alois Schumpeter, den Gründer der Paneuropa-Bewegung Richard Coudenhove-Kalergi und den Mathematiker Kurt Friedrich Gödel. In Ungarn geboren sind der Arzt Ignaz Semmelweis, der Zionist Theodor Herzl, die Schauspieler Paul und Attila Hörbiger, in der Ukraine der Biochemiker Erwin Chargaff und der Nazi-Jäger Simon Wiesenthal, in Polen der Filmregisseur Billy Wilder und in Slowenien der Chemiker Fritz Pregl. Unter diesen Namen sind auch deutschsprachige Juden, auf die hinzuweisen notwendig ist, weil 2021 im Gedenkjahr *1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland* kaum darauf aufmerksam gemacht wurde, wie groß der Anteil der ostdeutschen Juden am deutschen Kulturleben war. Allerdings müssen wir zu „ostdeutsch“ auch anmerken, dass damit für uns nicht die ehemalige mitteldeutsche DDR gemeint ist, sondern die Deutschen in den Gebieten östlich von Oder und Neiße und in Mittelost- und Südosteuropa.

Gregor Mendel wurde 1822 in einer Familie eines Kleinbauern geboren und konnte auf Empfehlung seiner Lehrer das Gymnasium in der Hauptstadt von Sudetenschlesien in Troppau besuchen, wo er Nachhilfe gab, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Da ein normales Studium aus Geldmangel nicht möglich war, trat er ins Kloster St. Thomas in Brünn ein, wo er Theologie und Landwirtschaft studierte. 1847 wurde er zum Priester geweiht und konnte mit Erlaubnis des Ordens in Wien Naturgeschichte und Physik studieren, wobei Christian Doppler und Franz Unger seine akademischen Lehrer waren. 1854 wurde er zwar Lehrer, bestand aber die Lehramtsprüfung nicht. Sein Abt Cyrill Franz Napp war wie Mendel an Naturwissenschaften interessiert und ließ den Ordenspriester im Klostergarten

freie Hand mit Studien und Experimenten mit Pflanzen, besonders mit Erbsen. Mendel arbeitete sorgfältig mit unterschiedlichen Farben der Erbsenblüten, aber auch mit verschiedenen Samenfarben. Wenn er die Arten und Sorten der Erbsen kreuzte, verhinderte er jede Fremdbestäubung. Dabei bemühte er sich, durch hunderte von künstlichen Befruchtungen über 10 000 neue Erbsen-Pflanzen zu züchten. Aus den Ergebnissen seiner Kreuzungen innerhalb von acht Jahren mit inzwischen 28 000 Erbsenpflanzen leitete er drei Gesetze ab, die als Mendelsche Regeln bekannt sind: das Uniformitätsgesetz, das Spaltungsgesetz und die Unabhängigkeitsregel.

Als er nach Vorträgen in Brünn 1866 seine Schrift *Versuche über Pflanzenhybriden* und 1870 seinen Aufsatz *über einige aus künstlicher Befruchtung gewonnene Hieracium-Bastarde* publizierte, war die Aufnahme in wissenschaftlichen Kreisen mager, weil selbst der berühmte Botaniker Carl Nägeli, mit dem Mendel in Briefwechsel stand, Mendels Forschungsergebnissen nicht zustimmte. 1868 wurde Mendel zum Abt seines Klosters in Brünn gewählt, was weitere Forschungen nicht ermöglichte. Am 16. Januar 1884 starb der Priester und Naturforscher an einem Nierenleiden. Erst um die Jahrhundertwende wurde er von berühmten Botanikern in seiner Bedeutung als ein Pionier der Vererbungslehre anerkannt und seine Studien als Grundlage der Genetik gewürdigt.

Rudolf Grulich

*Klostergarten
St. Thomas
in Brünn, wo
Gregor Mendel
seine Studien
machte.*





Der Deutschböhme Balthasar Neumann erweckt den Spätbarock im Kurfürstentum Trier.

Balthasar Neumann, möglicherweise am 27. Januar 1687 geboren und am 30. Januar 1687

in Sankt Nikolaus zu Eger getauft, gilt als einer der bedeutendsten Baumeister des Spätbarocks, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Balthasar ist eines von neun Kindern des Tuchmachers Hans Christoph Neumann und seiner Frau, wohnhaft in der Schiffgasse in Eger. Da sich das Tuchmachergewerbe nach dem Dreissigjährigen Krieg in dieser Stadt nicht mehr erholt, wird Balthasar Glocken- und Geschützgießer. 1711 begibt sich der junge Neumann auf Wanderschaft und kommt nach Würzburg, wo er 1712 in die fränkische Kreisartillerie eintritt.

Würzburg entwickelt sich unter seinen Fürstbischöfen, vor allem unter den Schönborns, zu einer barocken Kunstmetropole von europäischem Rang. Die barocke Residenz, Neumanns Hauptwerk, gilt in ihrer konzeptionellen Geschlossenheit als die großartigste Residenz eines geistlichen Würdenträgers überhaupt, so dass Napoleon, despektierlich und anerkennend zugleich vom „schönsten Pfarrhof Europas“ sprechen konnte.

Ist man um 1700 in Böhmen und Franken schon längst vom barocken „Bauwurm(b)“ befallen, wie die damalige Bauwelt nicht ohne Anflug von Selbstkritik bezeichnet wird, baut man im Rheinland, vor allem in den Kurfürstentümern Köln und Trier noch sehr konservativ. Noch in den 1720er Jahren werden Kirchenneubauten in der Manier gotischer Kirchen aufgeführt, mit Rippengewölbe und teilweise sogar mit Spitzbogenfenstern, wie man sie an der Pfarrkirche von Alflen in der Eifel sehen kann. Wenn man die 1725 erbaute Kirche Sankt Remigius zu Kröv betritt, begegnet man zwar einerseits einem barocken Hochaltar, jedoch andererseits auch Kreuzgratgewölben, wie sie schon dreihundert Jahre vorher in der Gotik in Mode waren. Der Übergang vom Schiff zum Chorraum weist sogar noch einen Spitzbogen auf.

Als nur vier Jahre später, im Jahre 1729 mit Kurfürst Franz Georg ein Schönborn Kurfürst und Erzbischof von Trier wird, ist es mit dieser Art konservativen Bauens vorbei. Neumann entwirft und baut nicht nur ein prachtvolles barockes Schloss in Mühlheim-Kärlich, in der Nähe von Koblenz, mit Namen Schönbornslust, das leider dem Wüten französischer Revolutionstruppen zum Opfer gefallen ist, sondern wird als Architekt für den Neubau der Stiftskirche Sankt Paulin in Trier herangezogen. 1734 legt Kurfürst und Erzbischof Franz Georg von Schönborn den Grundstein zum Neubau einer Kirche, die hunderte Kilometer vom Zentrum des süddeutschen, barocken Baugeschehens, wo solche Prachtentfaltung mittlerweile zum kirchenbaulichen Standard gehörte, eine überwältigende Wirkung entfalten sollte, die man von Norden, Westen und Südwesten an die Mosel kommend, in dieser Form hier zum ersten Mal in einer Kirche bestaunen konnte.



Trier St. Paulin, nach der letzten Renovierung

Gesichert ist, dass Balthasar Neumann die Inneneinrichtung entworfen hat. Der Bau der Kirche wird heute eher Christian Kretschmar zugeschrieben, der wohl auch die Bauleitung hatte. Zumindest lassen sich an Sankt Paulin sowohl an der Gesamtkonzeption wie auch an baulichen Details Vorlieben Neumanns nach-

weisen. Sankt Paulin stellt in seiner Konzeption eine ins Monumentale gewendete, einschiffige, hier um ein drittes Turmgeschoss erhöhte, barocke Landkirche dar, wie Neumann sie zu hunderten aus Böhmen kannte und selbst auch in Michelau, Dittigheim, Leiwen/Mosel (nicht verwirklicht) und Saffig bei Koblenz selbst projiziert hat. Im Detail findet man bei Sankt Paulin in Trier am Übergang zum dritten Turmgeschoss flammende Vasen, wie Neumann sie für die Pfarrkirche von Heusenstamm vorgesehen hatte. Verwirklicht wurden solche Vasen in Gößweinstein und, auf einer Volute erhöht, an der Pfarrkirche zu Gaibach. Die Turmfront von Sankt Paulin weist zudem als seitliche Giebelbekrönung des Kirchenschiffes Voluten

auf, die je von einem Obelisk begrenzt werden. Diese Kombination von Volute mit Obelisk verwirklichte Neumann auch beim Bau der Pfarrkirche in Kitzingen-Et washausen. Giebelvoluten erscheinen an den Turmfronten von Heusenstamm, Gaibach, sowie am Entwurf von Dittigheim, dessen Verwirklichung aber beim Bau unterblieben ist. Die Pfarrkirche in Saffig bei Koblenz weist dagegen keine Voluten auf, dafür aber die beiden Obelisken.

Der Name Kretzschmar ist nicht originär Trierisch. Kretzschmar in Verbindung mit dem Vornamen Christian ist ganz häufig im Dresdner Raum nachzuweisen. Aber auch in der Lausitz und in Nordböhmen kommt der Name Kretzschmar oder Kretschmer sehr häufig vor. Es ist eine dem Sorbischen bzw. dem Tschechischen entlehnte Bezeichnung für Schankwirt. Deutet die Schreibweise des Namens auch eher auf eine Herkunft aus dem sächsischen Raum hin, das zur damaligen Zeit völlig lutherisch war, so spricht doch diese konfessionelle Komponente gegen die Annahme der Herkunft Kretzschmars aus diesem Raum. Es erscheint für das 18. Jahrhundert eher unwahrscheinlich, dass ein katholischer Erzbischof als Auftraggeber einen protestantischen Baumeister zum Bau von Kirchen anstellt. Vielleicht hatte Kretzschmar katholisch-böhmische Wurzeln. Aber wie dem auch immer gewesen sein mag, wenn die Herkunft Kretschmars auch tatsächlich ausschließlich im obersächsischen Raum läge, hat er aller Wahrscheinlichkeit nach böhmische, katholische, barocke Saalkirchen gekannt, die an der Front einen zweigeschossigen Turm aufwiesen und von einer Zwiebelhaube mit abschließender Laterne bekrönt war. Solche Kirchen gibt es heute noch zahlreich im ehemals deutsch besiedelten Nordböhmen, auch wenn ihr baulicher Zustand häufig sehr zu wünschen übrig lässt. Kretzschmar hat eine solche Kirche, allerdings ohne Zwiebelhaube, in Harlingen an der Saar verwirklicht.

Die besondere Wirkung, welche die Kirche Sankt Paulin auf ihre Besucher ausübte, lag indes nicht so sehr in ihrem äusseren, eleganten Erscheinungsbild begründet, sondern das Hinreißende lag vor allem in der Wirkung, welche die von Balthasar Neumann entworfene Innenausstattung und der in ihr greifbar werdenden Idee des Kirchenraums als Gesamtkunstwerk auf den Betrachter ausübte. Dabei greifen Kirchenraum, Hochaltar, Chorgestühl und das von Christoph Thomas Scheffler aus Augsburg 1743 gemalte Deckengemälde ineinander und erzielen so die Wirkung eines spätbarocken Gesamtkunstwerkes, das man so in Trier bis dahin nicht gekannt hatte. Für die Steinmetzarbeiten im Inneren der Kirche konnte ein Landsmann Neumanns gewonnen werden. Von 1754 bis 1760 hielt sich der aus Holschitz bei Görkau stammende Ferdinand Tietz (1708-1777) in Trier auf. Er gilt als einer der bedeutendsten deutschen Rokoko-Bildhauer seiner Zeit.



Besonders der von Balthasar Neumann entworfene Hochaltar (St. Paulin) gilt als einer der schönsten seiner Art.

In Trier war er vor allem beim Bau des erzbischöflichen Palais beteiligt.

Durch die Zusammenarbeit dieser bedeutenden Künstler wurde der Bau von Sankt Paulin zu einer Art „barockem Urknall“ auf dem Gebiet des Kurfürstentums Trier, der sich auch über die Grenzen bis nach Luxemburg auswirkte, das damals zu den österreichischen Niederlanden gehörte. Im luxemburgischen Junglinster hatte man sogar die äußere Farbgebung von Sankt Paulin übernommen, wie man alten Aufzeichnungen entnehmen kann. So konnte bei der letzten Außenrenovierung die ursprüngliche barocke Farbgebung wiederhergestellt werden. Selten dürfte der Bau einer einzigen Kirche und ihre Wirkung als Kunstwerk solche weitreichenden

Folgen gehabt haben, wie es nach dem Bau der Trierer Paulinkirche gewesen ist. Noch in Trier selbst wird in den Jahren 1768/1769 das Kirchenschiff der Abteikirche Sankt Irminen, mit Beibehaltung eines älteren Turmes, durch Jean Antoine - Trierer Hofbaumeister - in enger Anlehnung an das Vorbild von Sankt Paulin errichtet, wobei Sankt Irminen bei der inneren Ausgestaltung zwar Stuck, aber kein Deckengemälde erhält und somit insgesamt zurückhaltender wirkt.

Mit dem Bau von Sankt Paulin hatte Neumann eine Initialzündung vollzogen. Seine Ideen, Entwürfe und Raumkonzeptionen wurden schnell von einheimischen Künstlern aufgegriffen und für 60 Jahre bis zum Einmarsch der französischen Revolutionstruppen 1794 für den Kirchenbau auf dem Boden des Kurfürstentums Trier bestimmend. Schon drei Jahre nach der Grundsteinlegung für Sankt Paulin in Trier, begann auch das Kloster Himmerod mit dem Bau einer noch größeren Barockkirche durch Christian Kretzschmar. Diese Kirche

wurde nach Einmarsch der Franzosen 1794 auf Abbruch versteigert. Ausstattungstücke der Klosterkirche fanden in einigen Pfarrkirchen an der Mosel und in der Eifel eine neue Heimat. Die Ruine mit der berühmten Fassade blieb bis nach dem Ersten Weltkrieg stehen. Danach wurde die Kirche wieder in ihren äußeren Formen neu errichtet. Beim Wiederaufbau wurden leider auch die Reste des noch vorhandenen Stucks beseitigt, so dass wir beim Besuch der Himmeroder Klosterkirche zwar einen Eindruck ihres monumentalen Raumgefüges erhalten, aber nichts mehr von der alten barocken Ausstattung finden können.

Ähnlich erging es der 1747 von Gottfried Scheidweiler begonnenen und 1766 vollendeten, großen Kirche auf dem Helenenberg in der Nähe von Welschbillig. Die Fassade stellt ein direktes Zitat von Sankt Paulin in Trier dar. In der Mitte erhob sich ein ähnlicher schlanker Einturm, flankiert von Voluten, deren Ansätze noch zu erkennen sind. Auf den seitlich noch vorhandenen Podesten der Fassade standen möglicherweise auch zwei, die Fassade seitlich begrenzende Obelisken. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts musste der „schöne Turm“ wie er in einem Schriftstück der damaligen Zeit genannt wird, wegen Baufälligkeit abgerissen werden. Die Fassade wurde ohne Rücksicht auf ihre architektonische Struktur gekappt und der Dachform des Kirchenschiffes angeglichen. Von der barocken Innenausstattung ist nichts mehr vorhanden. Der Kirchenraum ist durch Einzug von Decken und Zwischenwänden als Raum nicht mehr erfahrbar. Alleine der Torso der Kirchenfassade vermittelt noch einen Eindruck spätbarocker Eleganz.

Glücklicher gestaltete sich das Schicksal der zahlreichen spätbarocken Landkirchen, die als Nachfolgebauten von Sankt Paulin an der Mosel, in der Eifel, auf dem Hunsrück und in Luxemburg entstanden. Das Raumerlebnis, das in Sankt Paulin überzeugend erfahren werden konnte, weckte auch in vielen Dorfbewohnern die Sehnsucht, in einer solchen Kirche beten zu dürfen. Durch den Bau zahlreicher Dorfkirchen im „Paulinstil“, wie der Spätbarock an der Mosel in der Folge volkstümlich genannt wurde, fand durch die Ausprägung eines eigenen regionalen Stils, eine Erweiterung der süddeutschen Barocklandschaft nach Norden statt, ohne aber weiter nach Norden oder Westen vorzudringen. Die Heilige Stiege in Bonn von Neumann, Sankt Clemens in Münster und die Schlosskapelle im Jagdschloss von Sögel im Emsland, beide von Schlaun erbaut, blieben letztlich isolierte Ausnahmerecheinungen süddeutschen Barocks im Norden Deutschlands.

Im Zuge der Rezeption der von Balthasar Neumann ausgelösten barocken Stilrevolution entstand als eine der ersten Landkirchen

dieser Art auf dem Boden des Kurfürstentums Trier Sankt Pankratius in Herschwiesen auf dem Hunsrück. Um die Genehmigung für den Bau einer kostspieligen Barockkirche zu erhalten, setzte man den Kostenvoranschlag wesentlich niedriger an, als die später tatsächlich anfallenden Kosten betragen. So erteilte Kurfürst Franz Georg von Schönborn mit eigener Unterschrift die Erlaubnis zum Bau der neuen Pfarrkirche für die Pfarrei Herschwiesen. Anscheinend hatte es den Herschwiesenern besonders der von Neumann entworfene Hochaltar von Sankt Paulin angetan. Denn sie beauftragten Anfang der 1750er Jahre, den aus Koblenz stammenden Johann Michael Leyen, mit dem Bau eines solchen Ziboriumaltars für Sankt Pankratius in Herschwiesen. Leyen muss den Entwurf zu einem ähnlichen Altar gekannt haben, der für die Schlosskapelle in Brühl in Auftrag gegeben worden ist. Dieser Plan ist 1745 im Auftrage Neumanns wohl von Johannes und Andreas Seitz in Koblenz-Ehrenbreitstein gezeichnet worden. In Herschwiesen wird das Vorbild noch durch zwei seitlich angefügte niedrigere Aufbauten erweitert. Der Herschwiesener Altar blieb kein Einzelfall. Einen ähnlichen Hochaltar erhielten in den 1770er Jahren auch die Kirche von Pillig im Maifeld, wie auch die zu Pünderich an der Mosel.

Auch in dem an das Kurfürstentum Trier angrenzenden Teil Luxemburgs entstehen Landkirchen in der Übernahme der in Trier von Neumann vorgenommenen spätbarocken Revolution. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang besonders die Pfarrkirchen von Mondorf, Junglinster und Koerich. Bei den luxemburgischen Nachfolgekirchen von Sankt Paulin wird größerer Wert auf die Übernahme äußerer Gestaltungselemente gelegt. Man übernimmt die Gliederung der Außenwände, die Form der Sandsteinbedachung der Fenster. Nur bei der Turmbekrönung folgt man in Mondorf und Junglinster lokalen Traditionen und setzt der Kirche an Stelle einer barocken Zwiebel mit Laterne, einen achtseitig verschieferten, spitzen Turmhelm auf.

Im Inneren der Kirche von Mondorf jedoch wird bei gleichzeitiger Stuckierung der Chorraumdecke der barocke Säulenaufbau des Hochaltars wahrscheinlich aus Kostengründen durch barocke Scheinarchitektur ersetzt. Dass der Bau einer prächtigen barocken Pfarrkirche durchaus nicht als Selbstverständlichkeit hingenommen wurde, geht aus einer Inschrift hervor, die sich über dem Eingang der Pfarrkirche zu Mondorf befindet. Der damalige Pfarrer hatte den auch für heutige Ohren sehr speziellen Nachnamen „Ungeschick“. Da die Kirche in Folge von Schäden, die ein schweres Ungewitter angerichtet hatte, neu gebaut wurde, hat man über der Eingangstür eine verspielt doppeldeutige barocke Inschrift angebracht, die lautet: „Wenn der

Ungeschick (Unwetter) nicht so geschickt gewesen wär, ständ jetzt diese Kirch nicht hier.“

Neben dem Hochaltar in Sankt Paulin beeindruckte besonders die Idee einer völlig ausgemalten Decke, wie sie Neumann auch in der Würzburger Residenz verwirklichen ließ. In früheren Barockkirchen gab es Deckengemälde, die in einem Rahmen als einzelne Zierstücke die Kirchendecken zierten. In Paulin wird die ganze Kirchendecke von einem einzigen Deckengemälde eingenommen, das zwar in sich thematisch unterteilt, aber nicht von Stuckleisten unterbrochen ist. Dieser Umstand steigert den Eindruck des „gemalten Himmels“. Das von Scheffler gemalte Deckenfresko fand Nachahmung durch lokale Kräfte. Von zwei Malern, deren Wirkungsgebiet auch in der Folge auf das Kurfürstentum Trier beschränkt blieb, haben sich drei völlig ausgemalte Kirchendecken erhalten. Der erstere und bedeutendere ist Johann Peter Weber aus Trier. Da Trier Opfer von Bombenangriffen wurde, ist auch manches von Webers Schaffen als herber Kriegsverlust zu verzeichnen. Dazu zählt das Deckengemälde im ehemaligen „Lambertinum“, einem 1768 von Johannes Seiz, einem Schüler Neumanns, errichteten Gebäude. Die ausgebrannten Ruinen wurden nach dem Krieg beim Wiederaufbau Triers leider abgebrochen. Einen Eindruck der raumgestalterischen Fähigkeiten Webers vermittelt nur noch das Deckengemälde in der Pfarrkirche Sankt Michael zu Piesport, deren gesamte Decke, ähnlich wie in Sankt Paulin, von einem einzigen Gemälde eingenommen wird. Das Deckengemälde unterteilt sich in drei Themenbereiche: 1. Der heilige Franz Xaver predigt den vier Erdteilen (Australien wurde erst 1770 entdeckt). 2. Der Höllensturz Luzifers und seines Anhangs durch Erzengel Michael. 3. Die Himmelfahrt Mariens. Die Gemälde wurden kürzlich renoviert und strahlen neu in ihrer alten Pracht.

Ein weiterer Maler, dem es gelang, ganze Kirchendecken auszumalen, ist Franziskus Freund aus Bernkastel. Von ihm sind noch mehrere Werke auf uns gekommen. Neben den Deckengemälden der Klosterkirche Springiersbach und der Pfarrkirche zu Briedel an der Mosel, existiert noch ein Bilderzyklus über die sieben Werke der Barmherzigkeit im Cusanusstift zu Bernkastel-Kues.

Das Fresko der zwischen 1769 bis 1772 erbauten Kirche in Springiersbach wurde vom Orden der Augustiner-Chorherren in Auftrag gegeben. Deshalb ist ein Abschnitt des auch hier in drei Teile unterteilten Deckengemäldes dem heiligen Augustinus gewidmet.

Das zweite Fresko aus der Hand Freunds, das die gesamte Kirchendecke einnimmt, befindet sich in der zwischen 1772 bis 1774 erbauten Pfarrkirche zu Briedel an der Mittelmosel. Wie in Springiersbach, entstand das Fresko Mitte bis Ende der 1770er Jahre. Freund

verwendet sehr erdige Farben und die Ornamente sind von einer gewissen expressiven Wildheit, die diesen Kirchen den Charakter der künstlerischen Eigentümlichkeit verleiht. Für einen großen Ziboriumsalter wie in Sankt Paulin oder in Herschwiesen reichte offenbar das Geld nicht mehr. Man behalf sich damit, dass der ausführende Künstler den Hochaltar als Scheinarchitektur auf die Chorwand malte. Die Säulenarchitektur, die schon das Heraufziehen des Klassizismus erahnen lässt, wird aber noch von einer Krone abgeschlossen, wie wir sie vom Hochaltar Neumanns in Sankt Paulin kennen.

Nicht weit von der Mosel weg, gelangt man auf dem Hunsrück in Gegenden, die einmal zur Kurpfalz gehört hatten und deren Bewohner die Reformation annehmen mussten. Das ursprünglich katholisch-barocke Bauwesen an der Mosel überwand schließlich die Konfessionsgrenze zu den Lutheranern. Einige evangelische Kirchengemeinden im nahen Hunsrück beschlossen, ihre ansonsten sehr einfach gehaltenen, kleinen Saalkirchen barock ausstatten zu lassen. Vor allem die Kirchen von Schauren, erbaut 1767, und Stipshausen, 1778 bis 1779 errichtet, erhielten völlig ausgemalte Holzdecken. Welcher Künstler die Bilder malte, ist nicht sicher belegt. Einige vermuten auch hier Franz Freund am Werke. Gegen Freund als Urheber spricht die volkstümlichere Farbigkeit und Darstellungsweise. Der mit einer Holzkrone bekrönte Kanzelaltar in Stipshausen vor einem gemalten Vorhang lässt dagegen schon auf das Vorbild der Briedeler Kirche schliessen.

Es entstehen an der Mosel noch einige spätbarocke Landkirchen, deren innere Ausgestaltung sich immer mehr dem Klassizismus zuwendet. So erhält die ab 1786 erbaute Pfarrkirche in Pommern noch eine einheitlich frühklassizistische Ausstattung. Ab 1770 beginnen die Baumeister Stähling und Leblanc ihren Kirchtürmen keinen spitzen achtseitig verschieferten Helm mehr aufzusetzen. Die Türme erhalten mehr und mehr als Bekrönung eine Zwiebel oder eine Welsche Haube mit Laterne.

Mit Einmarsch der französischen Revolutionstruppen im Jahre 1794 bricht jäh die barocke Bautradition ab, die mit dem Bau der Paulinkirche ab 1734 begründet worden ist. Die kulturellen Verbindungen nach Süddeutschland und der damit verbundene Künstlerimport



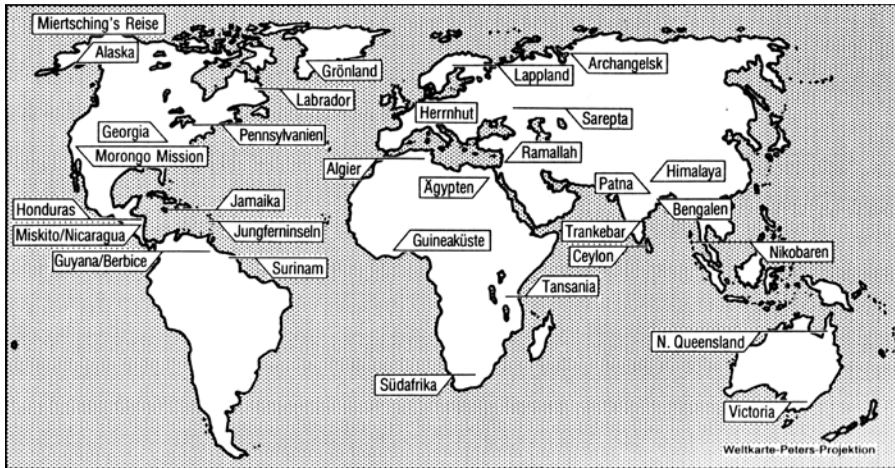
*Saalkirche in Schauren
Blick zur Orgel*

reißt ab. Die Kirchenbautätigkeit ruht nicht nur, sondern in Trier und andernorts werden eine ganze Reihe von Kirchen abgerissen. Gut zehn Jahre später beginnt man unter Napoleon, in kleineren Eifel- und Hunsrückorten Kirchen zu errichten, die teilweise mit den Resten der vorher abgerissenen Klosterkirchen ausgestattet werden. Deshalb kann man in Kirchen, die zwischen 1804 und ca. 1825 gebaut worden sind, hier und da den barocken Seitenaltar einer ehemaligen Klosterkirche entdecken. In der Pfarrkirche von Minheim an der Mosel, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erbaut wurde, kann man sogar den ehemaligen, sehr großen, barocken Hochaltar der Trierer Pfarrkirche Sankt Gangolf finden. Man hatte den Altar gekauft, da Sankt Gangolf eine moderne neogotische Ausstattung erhalten hatte. Dieser Vorgang zeigt, dass der barocke Stil auf dem Land weiterhin lange populär geblieben ist.

Aber die Revolution auf dem Gebiet der Baukunst ist nicht nur bedeutsam für das Kurfürstentum Trier und die angrenzenden österreichischen Länder, sondern hat sogar noch Auswirkungen auf das angrenzende Frankreich, wie man in Thionville (Diedenhofen) nachprüfen kann. Dort kam es 1756 bis 1759 zum Bau der Kirche Saint Maximin. Die Kirche zeigt schon frühe klassizistische Formen. Eine Besonderheit ist der Rokoko-Hochaltar aus dem benachbarten lothringischen Karthäuserkloster Rettel, der zwischen 1742-1743 entstand und nach der Aufhebung des Klosters in Thionville eine neue Heimat fand. Dieser Baldachinaltar ist eine üppige Variation des Ziboriumsaltars von Sankt Paulin in Trier und ohne die Entwürfe Neumanns in dieser Form in Frankreich nur schwer vorstellbar.

Der letzte größere Kirchenbau des ausklingenden Spätbarocks auf dem Gebiet des Kurfürstentums Trier, die Pfarrkirche zu Zell an der Mosel, erbaut zwischen 1787 bis 1793, erhielt infolge des Einmarsches der Franzosen 1794 zwar kein Deckengemälde mehr, aber dafür ein letztes Mal im rechtsrheinischen ehemaligen Kurtrier eine kostbare, spätbarock-frühklassizistische Ausstattung. Ein letztes Mal erscheint die Giebelvolute an der Kirchenfront, ein letztes Mal wird ein barocker Kirchturm mit Zwiebel und abschliessender Laterne bekrönt. Mit ihrem zweigeschossigen, massiven Zwiebelturm beherrscht die Zeller Kirche die Ansicht der kleinen Moselstadt. Sie wirkt wie eine etwas überdimensionierte böhmische Landkirche, die es an das Moselgestade verschlagen hat, so, als käme hier die letzte Verneigung dankbarer Gläubiger vor der Heimat desjenigen zum Ausdruck, dem das Kurfürstentum Trier seine spätbarocke Blüte in künstlerischer Hinsicht verdankt: Balthasar Neumann aus Eger.

300 Jahre Herrnhut – Mitglieder der Brüdergemeine zogen von Mähren nach Sachsen.



Die heutige Verbreitung der Herrnhuter Brüdergemeine

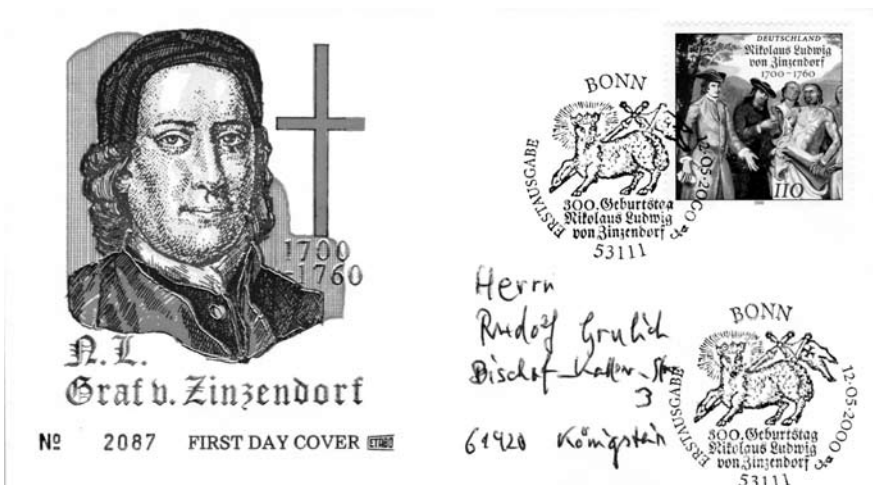
1722 wurde auf dem Gut Berthelsdorf des jungen sächsischen Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf die Landstadt Herrnhut für Glaubensflüchtlinge aus Mähren gegründet. Der Zimmermann Christian David aus Zauchtel im Kuhländchen fällte dazu den ersten Baum, um erste Häuser zu bauen. Die Herrnhuter Brüdergemeine hat allerdings ältere Wurzeln. Sie geht zurück auf die in Böhmen entstandene evangelische Kirche der „Brüder-Unität“, oder auch „Böhmische Brüder“ genannt. Je nach Verbreitungsgebiet wurden sie auch „Mährische Brüder“ genannt.

Diese Gemeinschaft von Gläubigen berief sich auf den Reformator Jan Hus, der 1415 in Konstanz als Ketzer hingerichtet worden war. Als Glaubensgrundlage der Gemeinschaft sollten alleine die Aussagen der Bibel gelten. Nach dem Tode von Hus spaltete sich seine Anhängerschaft in mehrere Richtungen auf. Einige Anhänger traten für die gewaltsame Verbreitung des Hussitentums ein. Aus ihnen gingen die Taboriten hervor. Die militärische Verbreitung des Glaubens wurde jedoch von Petr Chelčický abgelehnt. Dieser lebte zurückgezogen auf seinem Gut in Südböhmen und entwickelte in verschiedenen Schriften in altschechischer Sprache eine radikal pazifistische Vision des Christentums. Dazu gehörte nach dem Vorbild des Urchristentums ein Leben in freiwilliger Armut, der Eid wurde abgelehnt und damit

auch öffentliche Ämter, die an eine Eidespflicht gebunden waren. Die Anhänger wurden nach ihrem Haupttheologen dann auch als „Petr Chelčický-Brüder“ genannt.

Diesen übergab 1457 Georg von Podiebrad das Gut Kunwald in Mähren als Wohnsitz. Dieses Datum gilt daher als Gründungsdatum der Brüderunität und ab diesem Zeitpunkt verbreitete sich die Glaubensgemeinschaft stark. Schon zehn Jahre später beschloss man 1467 auf einer Versammlung in Lhotka bei Reichenau, sich eine Ordnung nach apostolischem Vorbild zu geben. Mit der Zeit bildete sich zwar ein weniger radikaler Zweig der Brüderunität heraus, der aber später ebenso den Bekehrungsversuchen der Dominikaner als auch den blutigen Verfolgungen durch König Wladislaw II. ausgesetzt war. Martin Luther konnte in Verhandlungen nicht erreichen, dass sich die Brüderunität seiner Bewegung anschloss, da diese böhmischen Vorläufer des Protestantismus unter anderem zunächst auf den sieben Sakramenten und der apostolischen Tradition bestanden. Um aber geduldet zu werden, wandten sich die Brüder später immer mehr zunächst den lutherischen, später auch den reformierten Ansichten zu.

Die Brüderunität war verschiedenen Verfolgungswellen ausgesetzt. 1548 begann die Auswanderung nach Preußen und Polen. Hier siedelten sie sich besonders in den Städten Thorn und Lissa, Provinz Posen, an. Eine vorübergehende Duldung erfuhren die Brüder durch



Im Jahre 2000 hatte die Deutsche Post zum 300. Geburtstag des Grafen von Zinzendorf diesen Ersttagsbrief herausgegeben.

die *Confessio Bohemica* im Jahre 1575, die einen Vergleich mit den Lutheranern, den Reformierten und den Calixtinern brachte. Diese *Confessio* stellt die Grundlage für den Majestätsbrief aus dem Jahre 1609 dar, in dem Kaiser Rudolf II. die Duldung der genannten Glaubensgemeinschaften verbrieft. Im Dreißigjährigen Krieg wurde die Glaubensgemeinschaft aber fast vernichtet. Sie lebte mehr oder weniger im Untergrund weiter. Viele Brüder, darunter auch ihr Bischof Johann Comenius, flohen ins Ausland. Der Westfälische Friede 1648 brachte keine Anerkennung und damit keine Entspannung für die Brüdergemeine. Sie war ständigem Druck und Bekehrungsversuchen ausgeliefert.

1722 brachte die Großzügigkeit des Grafen Zinzendorf schließlich Abhilfe. Er besaß das Gut Berthelsdorf mit dem dazugehörigen Ort. Hier wurde außerhalb des Ortes mit der Anlage von Herrnhut begonnen. Dorthin zogen vor allem Mitglieder der Brüdergemeine aus der Gegend von Fulnek und dem übrigen „Kuhländchen“ in Nordmähren, wo die Brüder einen, von Comenius geprägten, Stützpunkt besaßen. Nach der Auswanderung nach Sachsen geriet die Brüdergemeine nun zwar nicht in Konflikt mit der katholischen Kirche, dafür aber mit der lutherischen Orthodoxie, welcher die Gemeinde der Neusiedler zu selbstständig geworden war. Die Brüdergemeine von Herrnhut geriet unter starken pietistischen Einfluss. Einige andere Brüder zogen weiter nach Rixdorf bei Berlin, sowie auch in die Wetterau. Dort fanden die Brüder Zuflucht bei den Grafen zu Ysenburg und Büdingen und gründeten die Niederlassung Herrnhag. 1751 kam es in Kleinwelka zu einer weiteren Gemeindegründung in der Lausitz. Mit Christiansfeld entstand um 1771 eine Stadt der Herrnhuter in Dänemark. Das dänische Königshaus förderte bewusst die Brüdergemeine von Christiansfeld. Diese Siedlung wurde Ausgangspunkt für die „Heidenmission“ in Südafrika und auch Grönland. Südafrika verdankt diesen Bemühungen die Gründung einer eigenen Herrnhuter Brüdergemeine. Noch im 18. Jahrhundert entstanden, ausgehend von Herrnhut, Stützpunkte der Brüdergemeine in Niederschlesien, den Niederlanden, der Schweiz, in den baltischen Provinzen Estland, Livland und Kurland, sowie in England und in Nordamerika.

Herrnhut wird heute als Zentrum dieser nach Mitgliedern nicht sehr zahlreichen, aber sehr aktiven Glaubensgemeinschaft angesehen. Gläubige aus aller Welt kommen nach Herrnhut, um das Zentrum der Brüdergemeine zu besuchen. Es gibt zwei Herrnhuter Eigentümlichkeiten, die sich auch über die Brüdergemeine hinaus großer Beliebtheit erfreuen. Da sind zum einen die sogenannten *Losungen*. Es werden Bibelzitate durch Los gezogen und für jeden Tag im Jahr in einem Büchlein veröffentlicht. Nicht nur im reforma-

torischen Umfeld, sondern mittlerweile auch unter Katholiken sind die „Losungen“ bekannt und geschätzt. Der Herrnhuter Stern ist ein weiteres Symbol der Herrnhuter, der weit über die Grenzen dieser Glaubensgemeinschaft bekannt geworden ist. Er ist heute faktisch auf jedem Weihnachtsmarkt zu finden. Er wurde vor 160 Jahren in Herrnhut im Schulunterricht, zur Bildung der geometrischen Fähigkeiten der Schüler entwickelt, wurde dann aber in den Familien zu einem Symbol der Verbindung mit den Familienmitgliedern, welche sich im Ausland in der Mission befanden.

Durch die Ansiedlung mährischer Brüder, durch die Vermittlung des Grafen Zinzendorf, ist in der südlichen Lausitz ein geistliches und kulturelles Zentrum entstanden, dessen Strahlkraft heute noch entfernteste Winkel der Erde erreicht. Die Stadt Herrnhut begeht ihre Gründung mit Veranstaltungen, die über das ganze Jahr verteilt sind. Besonderes Augenmerk verdient die Festwoche, welche vom 11. bis 19. Juni 2022 in Herrnhut stattfindet. Das Programm kann man sich „ergoogeln“, indem man die Begriffe „Herrnhut“ und „Festwoche“ eingibt. Wünschen wir allen Feiernden Glück und Segen!

Helmut Gehrman



Der Friedhof von Herrnhut, der „Gottesacker“, wo viele Mährer aus dem Kuhländchen ruhen.

Neues über das Lager Hodolein

Wir haben Ihnen in unseren Mitteilungen Heft 2-2021 berichtet, dass in einem amerikanischen Antiquariat das maschinengeschriebene Lager-Buch von Frau Dr. Erika Frömel über das tschechische Konzentrationslager Hodolein, in dem sie in der Zeit von Mai 1945 bis Mai 1946 als Lagerärztin arbeiten musste, aufgetaucht ist. Das Buch hat den Titel *Schatten. Im Gedenken an die Verstorbenen des Lagers Hodolein 45/46*.

Das Manuskript ist nicht ein Tagebuch im üblichen Sinne, sondern ist ein leinengebundenes Büchlein das Frau Dr. Frömel Weihnachten 1949 Father Reichenberger gewidmet und geschenkt hatte. Dieses liebevoll gestaltete Werk besteht aus einer Einleitung und neun nummerierten Kapiteln, die mit Zeichnungen versehen sind. Jedes Kapitel beginnt mit einem Zitat aus der Bibel oder von deutschen Dichtern. Aber auch Dante, Voltaire oder Shakespeare lässt die Autorin sprechen. Sie berichtet auf 38 Seiten über die Leidenszeit in dem Lager Hodolein, das ein Jahr lang 1945/46 ein Konzentrationslager für Deutsche war, indem über 17000 Deutsche litten und fast 900 Häftlinge ermordet wurden. Dann war es bis Ende 1946 ein Aussiedlungslager für die zur Vertreibung bestimmten Deutschen vor der Einwaggonierung in Viehwaggons.

Frau Anabel Aliaga Buchenau, Professorin für Germanistik an der Universität von North Carolina in Charlotte bekam durch Zufall durch die Mutter eines Mitarbeiters dieses Werk in die Hände. Beeindruckt und erschüttert von den schrecklichen Erlebnissen im Lager, wollte Frau Buchenau Näheres erfahren und nahm mit ihrem Team Nachforschungen im Internet auf. Sie fand in dem Buch *Ostdeutsche Passion* von Reichenberger einen Artikel über das Lager Hodolein mit dem Titel *Kinder unter dem Galgen*, allerdings ohne den Namen des Autors. Die Nachforschungen im Internet führte nur zu einem einzigen Artikel, den Professor Grulich in der Sudetenpost 2006 veröffentlicht hatte. Grulich schrieb diesen Beitrag, nachdem er den Bericht einer Frau Dr. Frömel in den acht Ordner-Bänden mit Vertreibungsberichten gefunden hatte. So kam der Kontakt zu unserem Institut zustande. (Mitteilungen 1-2021).

Frau Dr. Frömel beschreibt das Lager und erklärt, „dass es dem neuen tschechischen Staat nicht um die Internierung und übrigens mittelalterlichen Bestrafung der nationalsozialistischen Deutschen ging, sondern die ganze Konzentrationslageraktion war ein einziger Wut- und Hassschrei gegen alles Deutsche überhaupt.“ In ihrem dreieinhalbseitigen Bericht schildert sie das schreckliche Lager und die unmenschlichen Vorkommnisse, die sie in dieser Zeit erleben musste.

„Von meinem eigenen Schicksal will ich nicht sprechen [...] Nur dies: Von verschiedenen Seiten der Lagerleitung wollte man mich als leitenden Arzt zwingen, die Totenscheine der Gemordeten mit der üblichen Diagnose „Herzschwäche“ zu unterschreiben. Ich tat dies in keinem einzigen Fall und wies dieses Ansinnen zurück unter Hinweis auf meinen hippokratischen Eid.“ Sie erklärt weiter, dass sich aber „andere deutsche Kollegen“ fanden, „die ihre Unterschriften auf diese lügnerischen Schanddokumente setzten.“ Zum Schluss schreibt sie: „Nicht schliessen möchte ich ihn [meinen Bericht], ohne still der aufrechten, anständigen Tschechen zu gedenken, deren Namensnennung einer anderen Zeit vorbehalten bleiben muss, die halfen und Böses zu lindern suchten, die gute Patrioten waren und Menschen geblieben sind. Gez. Dr. Erika Frömel Obernburg/Main, Römerstrasse 49, Unterfranken, US-Zone“.

Aufgrund unserer Mitteilungen meldeten sich einige unserer Leser und berichteten, dass sie im Lager Hodolein waren. Allerdings kam der Name Dr. Frömel nicht vor. Wir informieren Sie nun heute, was sich inzwischen getan hat: Es entwickelte sich ein intensiver E-Mail-Kontakt zwischen dem Haus Königstein und der USA, an dem sich auch Frau Hildegard Schiebe vom Jüdischen Museum in Nidda beteiligte. Sie zog Erkundigungen in Obernburg ein und erfuhr dort, „dass Frau Dr. Erika Bergenthun, geschiedene Frömel, geb. Kuttin am 20. Mai 1915 in Aussig geboren wurde.“ Als Ärztin arbeitete sie in ihrer Heimatstadt, heiratete 1940 den Arzt Dr. Frömel aus Prag. Beide zogen dann nach Brünn, wo der Ehemann zum Militär einberufen wurde. Erikas Chefarzt im Landeskrankenhaus war ein SS-Arzt, der nach dem Krieg hingerichtet wurde. Bis zum Kriegsende arbeitete Dr. Frömel in Olmütz, wo sie in das Lager Hodolein gezwungen wurde. Viele Archivakten aus Brünn und Olmütz und nach dem Krieg aus Berlin bestätigen dies. So kam ein Puzzleteil zum anderen und Frau Anabel Buchenau veröffentlichte diese Forschungsergebnisse in einem ausführlichen Vortrag per Zoom in der Universität in Charlotte am Samstag, den 19. Februar 2022, zu dem wir eingeladen waren. Über eine geplante Ausgabe des Lager-Buchs berichten wir im nächsten Heft.



*Tafel im Altvaterturm
in Thüringen*

Angelika Steinhauer

Die ukrainisch-katholische Kirche

Die Geschichte der ostslawischen Ukraine ist eine der tragischsten in Europa. In Kiew wurden die Fürsten der Alten Rus' getauft, doch die spätere Gleichsetzung dieses Reiches der Rus' mit Russland hat die Ukraine im Bewusstsein des Westens zum Anhängsel Moskaus und ihre Sprache als (klein-)russischen Dialekt herabgewürdigt. Dabei ist die Ukraine seit ihrer Selbständigkeit das größte Land Europas nach dem eigentlichen Russland. Selbst innerhalb der Sowjetunion umfasste die sogenannte Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik über 600 000 Quadratkilometer und war damit größer als Frankreich oder Spanien. Auch ihre Einwohnerzahl ist beachtlich: In Europa hatten außer der übrigen Sowjetunion nur Länder wie Deutschland, Großbritannien, Italien und Frankreich vergleichbare Einwohnerzahlen.

Trotzdem hatte die Ukraine keinen Platz im Rahmen einer freien Völkerfamilie Europas. Die Teilung des Landes, vor allem die Fremdherrschaft von Mongolen, Tataren, Türken, Russen, Polen und später Österreichern (in Lemberg bis zum Ersten Weltkrieg) haben die Ukraine zu einer nicht beachteten Stellung im politischen Leben Europas gezwungen.

Kirchlich gesehen gerieten die Ukrainer, die ihr Christentum 988 von Byzanz erhielten, nach der Trennung von Ost- und Westkirche im Jahre 1054 in das Schisma mit Rom. Aber es bemühten sich immer wieder einzelne Bischöfe, die Einheit mit dem Heiligen Stuhl herzustellen, so auch im damaligen Königreich Polen in der Union von Brest im Jahre 1595. In Užhorod erfolgte 1646 eine Union in der Karpato-Ukraine. Trotz aller Schwierigkeiten und trotz der Unterdrückung im zaristischen Russland nach den Teilungen Polens konnte diese unierte Kirche in den Gebieten, die nach der Teilung Polens österreichisch wurden, überleben. Vor dem Zweiten Weltkrieg zählte sie im damaligen Polen und in der zur Tschechoslowakei gehörenden Karpato-Ukraine über vier Millionen Gläubige. Dem griechisch-katholischen Erzbistum Lemberg unterstanden die Diözesen Przemysl und Stanislaw sowie das Apostolische Exarchat der Lemken. Die Erzdiözese Lemberg hatte am Vorabend des Zweiten Weltkrieges 1,3 Millionen unierte Katholiken, die von über 1000 Priestern in 1267 Pfarreien und 1308 Kirchen betreut wurden. In Przemysl und Stanislaw waren es 1,16 Millionen bzw. eine Million Gläubige, die Zahl der Kirchen betrug 1268 bzw. 886. In dem kleinen Exarchat der Lemken gab es 128 000 Gläubige, für die 128 Priester in 198 Kirchen die Liturgie des hl. Johannes Chrysostomus in Einheit mit Rom zele-

brierten. Die 460 000 Unierten der Karpato-Ukraine hatten ihren Bischof in Munkatsch und wurden von 354 Priestern betreut. Es gab Priesterseminare und blühende Klöster, eine lebendige Katholische Aktion und Jugendarbeit und ein entfaltetes kirchliches Pressewesen. Gleich 1939, als die Sowjets nach dem Hitler-Stalin-Pakt Ostpolen erstmals besetzt hatten, gab es eine erste Verfolgung.

Um den Gefahren nach Kräften die Stirn bieten zu können, hatte der alte Metropolit Andrej Szeptyckyj im September 1939 eine Synode einberufen, in der drei neue Exarchate errichtet und vier künftige Exarchen als Kandidaten aufgestellt wurden. Einer von ihnen war Josyf Slipyj, der zum Exarchen der Ost-Ukraine ernannt wurde.

Das Wüten gegen die katholische Kirche wurde von der deutschen Invasion im Juni 1941 unterbrochen. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Kommunisten bereits 250 000 Einwohner der Erzdiözese Lemberg und zweimal so viele aus der ganzen West-Ukraine deportiert. Dutzende Priester wurden ermordet, in Kerker geworfen oder verschleppt. Im Juli 1944 kehrten die Sowjets zurück, und am 1. November starb Szeptyckyj. Sein Nachfolger Josyf Slipyj stand auf der Schwelle des Martyriums.

Er schreibt später im römischen Exil über diese Zeit: „Am 1. November 1944 starb mein heiligmäßiger Vorgänger, der Diener Gottes Metropolit Andrej Szeptyckyj. Gott übertrug mir die schwere, aber große Aufgabe, sein Nachfolger zu sein, als unsere ukrainische katholische Kirche vor der Liquidierung durch die Sowjetmacht mit Hilfe des Moskauer Patriarchates stand.“

Bereits am 11. April 1945 wurde ich mit allen anderen Bischöfen verhaftet. Innerhalb eines Jahres folgten uns mehr als 800 Priester in die Gefangenschaft. Vom 8.- 10. März 1946 wurde die illegale Synode von Lemberg inszeniert, die unter atheistischem Druck die Wiedervereinigung der ukrainischen katholischen Kirche mit der vom Sowjetregime beherrschten Orthodoxie proklamierte.

Diese Wiedervereinigung und damit die äußere Liquidation unserer Kirche wurde mit brutaler Gewalt durchgeführt. Die Bischöfe wurden in alle Landesteile der Sowjetunion deportiert und sind fast ohne Ausnahme in der Gefangenschaft umgekommen oder umgebracht worden. Jeder muss seinen eigenen Kreuzweg gehen.“

Das Schicksal der Bischöfe zeigt den Glaubensmut dieser Männer. Bischof Josofat Kocylowskyj von Przemyśl, der vom kommunistischen Polen an die Sowjetunion ausgeliefert wurde, starb 1947 im Gefängnis von Kiew, ebenso der 80jährige Bischof Gregor Chomyszyn von Stanislaw. Weihbischof Nykyta Budka starb im Oktober 1949 als Zwangsarbeiter in Karaganda in Kasachstan. Der Weihbischof von Przemyśl, Gregor Lakota, beendete sein irdisches Leben 1950 im

Lager von Workuta. Weihbischof Iwan Latyszewkyj von Stanislaw kehrte zwar 1957 aus Sibirien nach Galizien zurück, doch durfte er sein Amt nicht ausüben und starb schon 1959. In der Karpato-Ukraine war Bischof Theodor Romza erst 36 Jahre alt. Er wurde am 27. Oktober 1947 auf dem Rückweg von einer kirchlichen Feier absichtlich von einem Militärlastwagen überfahren, der Soldaten der Roten Armee beförderte. Diese haben den bereits schwer verwundeten Bischof mit Fußtritten und Gewehrkolben misshandelt und bewusstlos im Straßengraben zurückgelassen. Als er wider Erwarten seinen Verwundungen nicht erlag, wurde ihm am 1. November 1947 im Krankenhaus von Munkatsch eine tödliche Spritze gegeben.

In der ökumenischen Bewegung wurde leider selten über die unierte Kirche im Untergrund gesprochen. Aber der einzige Bischof dieser Kirche, Josyf Slipyj, der 1963 freigelassen wurde und nach Rom ausreisen konnte, schrieb 1980 für den Kongress *Kirche in Not*: „Unsere Kirche ist nicht tot, wie manche in der freien Welt glauben oder vielleicht sogar wünschen, weil sie ihren allzu menschlichen Plänen im Wege steht. Unsere ukrainische Kirche lebt. Der beste Beweis dafür ist ihr Martyrium. Sie leidet, weil sie glaubt, und sie glaubt, weil sie leidet. Und sie freut sich darüber, für Gott leiden zu dürfen, wie ich in einem Brief von Mai 1980 lese: ‚Wir sind die Auserwählten des Herrn; es ist eine Gnade, daß wir für seine Kirche leiden dürfen.‘“

Wir wissen heute, wie der Kreuzweg von Slipyj war. Als die ganze ukrainische Hierarchie im Gefängnis saß, richtete der orthodoxe Patriarch Alexej von Moskau einen „Hirtenbrief“ an die katholischen Gläubigen mit der Mitteilung, ihre Hirten hätten sie im Stich gelassen. 300 mutige Priestern protestierten bei Sowjetminister Molotow und forderten die Freilassung ihrer Bischöfe. Vergeblich! Die Kommunisten brachten Slipyj nach Kiew, isolierten ihn und nahmen ihn ins nächtliche Dauerverhör. Als Lockmittel für den Abfall vom Papst boten sie ihm in der Russischen Kirche den Metropolitansitz von Kiew an.“ Mit allen seinen bischöflichen Mitbrüdern blieb er unbeugsam in der Versuchung.

In seinem Testament berichtet er in ergreifender Weise: „Ich habe nächtliche Verhaftungen, geheime Gerichtssäle, endlose Verhöre und Bespitzelung, moralische und physische Quälereien, Demütigung, Folterung und Aushungerung erdulden müssen. Ich habe vor skrupellosen Richtern gestanden wie einer, der als hilfloser Gefangener und stummer Zeuge, physisch und psychisch erschöpft, seinen Glauben an die zum Schweigen gebrachte und zum Tode verurteilte Kirche seiner Heimat bekennen mußte.“

Als Gefangener um Christi willen fand ich während meines ganzen Kreuzweges Kraft in dem Bewußtsein, daß meine geistliche Herde, mein ukrainisches Volk, alle Bischöfe, Priester und Gläubigen, Väter, Mütter und kleine Kinder, engagierte Jugendliche und hilflose alte Leute den gleichen Weg gehen mußten. Ich war nicht allein!“

Lassen wir weiterhin den Kardinal und Bekenner-, ja Märtyrer-Erzbischof Slipyj sprechen:

„Unsere Priester wurden vor die Wahl gestellt, sich entweder der ‚Regime-Kirche‘ anzuschließen und somit die katholische Einheit zu verleugnen oder zumindest zehn Jahre das harte Schicksal der Deportation mit allen daraus resultierenden Strafmaßnahmen zu tragen. Die übergroße Mehrheit der Priester hat den Weg durch die Gefängnisse und Konzentrationslager der Sowjetunion gewählt.“ Das gleiche Schicksal erlitten die Priester und Gläubigen der rumänisch-katholische Kirche 1948 und die slowakisch-katholische Kirche 1950.

Papst Paul VI. verweigerte aus Rücksicht auf den orthodoxen Patriarchen in Moskau den Ukrainern den Titel „Patriarch“ und gab dem Kardinal den neuen Titel „Groß-Erzbischof“. Das geschah, obwohl die ukrainisch-katholische Kirche mit Abstand die größte im Vergleich mit den katholischen Patriarchaten des Nahen Osten von Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und Babylon war. Das zeigt ein Blick in das Päpstliche Jahrbuch beim Verzeichnis der „Riti nella Chiesa“. Dort finden wir Diözesen der ukrainisch-katholischen Kirche außer in der Ukraine in Polen, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, in den USA, Kanada, Australien, Argentinien und Brasilien. Rom erkennt auch die Ruthenische Kirche an mit vier Diözesen in den USA, einer Diözese Munkatsch in der Ukraine und einem Apostolischen Exarchat in Prag.

1988 hatten wir, Prof. Adolf Hampel und ich, Bischof Stimpfle von Augsburg, Adressen von Geheimbischöfen gegeben, als Bischof Stimpfle in der Zeit von Perestrojka und Glasnost 98 Pilger von *Kirche in Not* in die Sowjetunion begleitete. In dem Buch *Die ukrainisch-katholische Kirche in der Sowjetunion* hat der Bischof darüber berichtet. Ein Jahr später gab Gorbatschow dieser seit 1946 verbotenen Kirche wieder einen legalen Status. Der Nachfolger von Slipyj kehrte aus Rom in die Ukraine zurück und die Kirche blühte auf. Papst Johannes Paul II. durfte die Ukraine besuchen, aber nicht Russland. Beim Besuch in Kiew und Lemberg traf er auch Vertreter der orthodoxen Kirchen der Ukrainer. Die Anerkennung der Autokephalie der Ukrainisch-orthodoxen Kirche hat aber 2019 zum Schisma zwischen Moskau und Konstantinopel geführt, wie wir bereits in Heft 3/2020 berichtet haben.

Rudolf Grulich

Unser Bücherangebot

Arnold Spruck, „**Wurzeln und Wege. Eine Geschichte der Katholiken in und um Nidda**“. 533 Seiten, EUR 16,80.

Michael Popović, Ivan Pfeifer (Hrsg.). **Der Ackermann aus Böhmen. Materialien einer deutsch-tschechischen Konferenz über den Tod und das Sterben**. 336 Seiten, EUR 16,80.

Helmut Gehrman, **Tschechischer nationaler Mythos als Politische Religion und Rückwirkung auf das Glaubensleben in den böhmischen Ländern 1848-1948**, (= Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Band XVII.) 528 Seiten, EUR 29,80.

Zur Seligsprechung von P. Engelmar Unzeitig:

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel**. 279 Seiten, EUR 10,00.

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers, und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons. Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas**. 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland**. 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen**. 287 Seiten, EUR 14,80.

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 3: Hermann Heinisch, „Dort auch bist ja Du mir nahe“. Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken**. 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“**. Mit einer Einführung von Rudolf Grulich, einer Melodram-Fassung des „Ackermann und der Tod“ und dem Opernlibretto von Dusan Robert Parizek. 112 Seiten, EUR 7,80.

Band 6: Patrick Strosche, **„Wohin soll ich mich wenden?“ Das Ringen um die Aufnahme ostdeutscher Kirchenlieder in das Gesangbuch des Bistums Mainz**, 2017. 192 Seiten, EUR 9,80.